

Der Krieg kehrt zurück und zahlreiche Bombenangriffe werden auf Chemnitz geflogen. Etliche ausgebombte Gemeindemitglieder verlassen diese, um bei Verwandten unterzukommen. Viele Männer sterben an den Fronten oder kommen in der Kriegsgefangenschaft um. Die Lebensmittelversorgung bricht langsam, aber stetig zusammen. Der Großangriff auf Chemnitz vom 5. März 1945 bringt endgültig unbeschreibbares Elend in die Stadt. Der Angriff, dem vor allem die Innenstadt zum Opfer fällt, kostet ca. 4.500 Menschen das Leben. Fast alle Bewohner der Innenstadt werden obdachlos und besitzlos. Die Propsteikirche liegt ebenso in Schutt und Asche. Viele Ausgebombte finden in St. Joseph Obdach. Eine Suppenküche wird im Pfarrgelände errichtet, in welcher die abenteuertesten Speisen aus allem gekocht werden, was irgendwie sättigt. Ständiger Hunger und die Angst sind die Begleiter des Krieges. Und doch hat man sich an die Zustände etwas „gewöhnt“.

Einige Jugendliche spielen in den Angriffspausen Fußball auf dem Schulhof (Tagebuch Pfarrer Kirsch). Wochenlang vegetiert man aus Angst vor Bombenangriffen in den Luftschutzkellern der Schule. Die Kellerräume des Pfarrhauses sind dafür ungeeignet, da es auf Grund der Terrassenbauweise nicht unterkellert ist. Tagelang wartet man auf das Kriegsende in Chemnitz, da die Stadt nicht im Handstreich eingenommen wird.

5. Nach dem Krieg

Infolge des verlorenen, verbrecherischen und vom „Tausendjährigem Reich“ ausgehenden 2. Weltkrieges und dem daraus resultierendem Verlust der ehemals zu Deutschland gehörenden Gebiete Schlesiens, Ostpreußens und des Sudetenlandes gelangen in Folge der ebenfalls verbrecherischen Vertreibung von ca. 12 Millionen Menschen zahlreiche Katholiken auch nach Chemnitz (vorwiegend aus Schlesien und den Sudeten), so dass die Gemeindestärke von 6.000 Mitgliedern im Jahre 1938 auf 8.000 Mitglieder nach dem Krieg wächst. Infolge mangelnden Wohnraumes ist auch das Pfarrhaus chronisch überbelegt. Bis Anfang der 1970-iger Jahre wohnten dort auch Familien, Ehepaare und Einzelpersonen. Die Wohnraumsituation vieler Vertriebenen und Ausgebombter ist verheerend und auf das Überlebensnotwendigste beschränkt. Man haust in Bodenkammern und teilt sich Wohnungen mit den

Vertriebenen. Mühsam werden Möbel und Bekleidung gesammelt. Aber: Die Vertriebenen bringen auch ihre Bräuche mit, ihre Lieder und Gebetstexte, ihre regionalen Eigenarten des Glaubenslebens und ihren Glaubensschatz, ihre Tatkraft und ihre Erfahrungen. Mit einem Koffer persönlicher Habe und dem Lebenswillen, dem durch persönliches Schicksal auch erschütterten Glauben wagen sie den Neuanfang und bereichern die eingeseessene Gemeinde – auch nach deren anfänglicher Skepsis, da man selbst schon übergenug Probleme hat, die Nachkriegszeit überhaupt zu überleben.

Der Winter 1946/47 ging als „Hungerwinter“ in die Geschichte ein. Temperaturen von -25 bis -30 Grad fordern in Deutschland 300.000 Todesopfer infolge Hunger, Auszehrung, fehlender Nahrung, Kleidung, Brennstoffe. In den Städten haust man in unheizbaren Ruinen. Ab ungefähr diesem Zeitpunkt zeichnete sich auch die zweite deutsche Diktatur unter dem Kommunistischem Regime in der Ostzone ab. Pfarrer Kirsch, wurde sofort nach dem Krieg wieder politisch aktiv und gründete als einer der ersten in der Sowjetischen Besatzungszone gemeinsam mit etlichen Mitgliedern unserer Gemeinde und evangelischen Christen die CVP (christliche Volkspartei), die spätere CDU in Chemnitz mit und agierte rege als Stadtverordneter in Chemnitz. Bis heute wird geflissentlich übersehen, dass die CDU ihre gesamtdeutschen Wurzeln in Sachsen hat. Seine politische Tätigkeit findet aber keineswegs allgemeine Zustimmung. Das ist schon deshalb unverständlich, weil er sich auch um Kohlen und andere Versorgungsgüter für die Bürger der Stadt Chemnitz kümmert. Etliche Gläubige fordern von ihm, den „politischen Kram“ beiseite zu lassen und sich ausschließlich der Seelsorge zu widmen. Das Ordinariat in Bautzen sieht es ebenfalls mit Skepsis und einigem Unwillen, wie der Katholik Kirsch „einen Draht zu Russen (d.h. Kommunisten)“ findet. Er bietet gar seine Vermittlungsdienste dem Ordinariat an, da „er den russischen Kommandanten für Sachsen recht gut kennt.“ Und in den politischen Diskussionen der Nachkriegszeit verweist er immer wieder auf das gemeinsame Schicksal fernab aller Parteipolitik, das gemeinsam im KZ Erlebte und Durchlebte.